

Not und Chancen unseres apostolischen Zeugnisses

Eine Gesprächsgrundlage aus anthropologischer Sicht
zur Jahrestagung 1983 der VOD

Jörg Splett, Frankfurt am Main

Das weite Thema erlaubt – und verlangt – viele Zugänge, je nach Perspektive. Einem Philosophen gestellt, sei es im folgenden weithin aus der so übergreifenden wie (eben damit) begrenzten Sicht philosophischer Anthropologie behandelt.

I. Die Not der Umstände (der Situation)

Was sich zu dem gestellten Thema aufdrängt, ist die Not. (Sie ist immer drängender und ergreifender als die Chancen, die ihrerseits entdeckt und ergriffen sein wollen.) Sie hat immer bestanden, aber gewiß nicht mit gleicher Dringlichkeit und nicht zu allen Zeiten in der gleichen Weise. So werden sich in dem folgenden Diagnose-Versuch Erinnerungen an alte Klagen („Wer hat unserer Botschaft geglaubt?“ Jes 53,1; Joh 12,38) mit spezifisch heutigen Beobachtungen verbinden. Um sogleich mit der genannten alten Klage zu beginnen:

1. Die Menschen glauben dem Zeugnis nicht. Auch und gerade heute nicht; denn ihnen ist zu oft zu viel versprochen worden. Kann man nicht insbesondere unser Jahrhundert als eines der Enttäuschungen beschreiben? Es sah den begeisterten Aufbruch zum Ersten Weltkrieg, dann nach dessen schlimmem Ende Jugendbewegung, völkische Begeisterung oder Einsatz für den Kommunismus. Es gab zugleich und dann vielfach heroischen Einsatz für die Demokratie und ihre Freiheit. Und eines führte jeweils in ein schlimmeres Debakel als das andere: Versailles, Stalingrad, Auschwitz, Gulag, Vietnam . . . All das bestätigt offenbar die alte Grundformel mißtrauischer Vorsicht, etwas sei zu schön, um wahr zu sein (die Wahrheit nämlich sei immer häßlich).

Innerhalb der Kirche stellt es sich kaum anders dar. Ich erinnere an die unverheilte Wunde des Modernismustreits¹, an Bibel- und liturgische Bewegung, nicht zuletzt an die offenen Fragen bezüglich des Engagements von Laien und besonders Frauen in unserer Kirche . . . Immer wieder hochherzige Aufbrüche und immer wieder in ein doppeltes Scheitern hinein. – Skizzieren wir beide Formen.

¹ Siehe hierzu O. KOHLER, *Bewußtseinsstörungen im Katholizismus*, Frankfurt/M. 1972; F. KLOSTERMANN, *Leiden an der Kirche*, in: P. PAWLOWSKI / E. SCHUSTER (Hrsg.), *Woran wir leiden*, Innsbruck 1979, 68–105.

a) Klein, aber von besonderer Tragik gezeichnet ist die Gruppe jener, die seinerzeit in harten Auseinandersetzungen und oftmals härtestem innerem Ringen Räume und Weisungen katholischen Lebens und Denkens erschlossen und dazugewonnen haben – bis an, wie es schien, definitive Grenzen, um nun erleben zu müssen, daß (zum Teil dank ihrem Kampfe) es auch anders, wenn nicht „ganz anders“, geht, als es zu ihrer Zeit für ewig galt. Wobei das „dank dem Kampfe“ quälend mehrsinnig ist. Es mag bedeuten, daß die Jüngeren kampflös ernten dürfen, was die ersten in schmerzvollem „Durchbruch“ erst gewinnen mußten – das soll man verkraften. Es mag aber auch bedeuten, daß eben der damals nötige Kampf Autoritäten nicht einsichtig, sondern nur mürrisch gemacht hat – und das bringt Gewissensnöte. Schließlich stellt es sich auch so dar, als seien in den Reformen Kräfte zum Zuge gekommen, gegen die jene Kämpfer sich in kirchlicher „Unterscheidung der Geister“ gerade sorgsam abgrenzen wollten (das machte die Auseinandersetzung so schwierig).²

Was nun das Wahrheitsmoment dieser dritten Sichtweise angeht: muß sich hier nicht der bittere Gedanke nahelegen, diese Fehlentwicklungen hätten vermieden werden können, wenn man den Reform-Anliegen rechtzeitig entprochen hätte (während sich jetzt eher der kulturkritische Topos vom Gesetz des Pendelausschlags bestätigt)? Das führt zur zweiten, größeren Gruppe der Resignierten.

b) Für sie hat sich nicht zu viel, sondern immer noch zu wenig geändert. Sie sehen vor allem das immergleiche Versanden von Aufbrüchen; sie erleben, daß Versprechen von Konzil wie Synode uneingelöst bleiben; daß sich Wesentliches doch nicht bewegt. Gewiß steuert und stoppt man ein Schiff nicht so wendig und rasch wie ein Automobil; doch scheint es hier um mehr zu gehen: um Strukturen, die sich von inhaltlichen Varianten nicht betroffen sehen, so wie die Melodie (und der Ton ist es, der die Musik macht) nicht vom Text, oder die Grammatik nicht vom Austausch der Vokabeln. Hat sich, in einem anderen Bild, die Modernisierung nicht auf die Fassaden beschränkt (wobei auch die innenarchitektonischen Korrekturen, bzgl. der Nebenaltäre, Kanzeln etc. zur Fassade gerechnet sein sollen)?

2. „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“ (Faust I, 765)? Schlimmer, die Zeitgenossen können nicht bloß nicht mehr glauben, sie wollen die Botschaft nicht einmal mehr hören – weil sie sich überhaupt nichts mehr erwarten. Wieder in einem alttestamentlichen Muster versichtbart: König Ahas, angesichts der Kriegsgefahr durch den Propheten aufgefordert, sich von Gott ein Zeichen der Rettung und des Heils zu erbitten, will „den Herrn nicht auf die Probe stellen“ (Jes 7,10–13).

2 Diese Sicht steht offenbar hinter den späten Büchern DIETRICH V. HILDEBRANDS: *Das trojanische Pferd in der Stadt Gottes*, Regensburg 1968; *Der verwüstete Weinberg*, Regensburg 1973.

Anders gesagt, erleben wir heute eine Wiederkehr des Lebenspessimismus der Antike, wie ihn in eindrucksvoller Prägnanz das Chorlied des Sophokles-Dramas *Ödipus auf Kolonos* ausspricht (1225).

Nicht geboren zu sein übertrifft alles;
bist du aber da, ist das zweitbeste dies:
dorthin zu gehn, woher du kamst,
auf das schnellste.

Bei dem Philosophen Hans Blumenberg heißt das: „Für den Menschen wäre es besser, nicht geboren zu sein; dadurch, daß er Kultur zu schaffen vermag, rechtfertigt er, daß er faktisch dennoch geboren ist.“³ Was aber sollen die tun, die keine Kulturleistungen zu schaffen vermögen? Was jene, die sich nicht einmal in den alltäglichen „Produktionsprozess“ einbringen können?

Wiederum eigens kirchlich gesehen: Prototyp des Gesellschaftsanspruchs an den Einzelnen – anstatt daß man ihn, wenn schon nicht nicht-sein, so doch wenigstens nicht da = präsent sein ließe (wenn schon nicht ungeboren, dann wenigstens träumend) – Musterbild der Lebensnötigung ist das Institutionelle, also der Staat und die Kirchen: bezüglich Taufe, moralischer Normsetzungen, Eheschließung, jeglicher Art offizieller Dauerverpflichtung . . . So findet kirchliches Zeugnis als solches oft erst gar kein Gehör, vor aller möglichen Auseinandersetzung damit.

3. Andererseits herrscht nicht einfach bleierne Resignation, sondern zugleich auch – oder obendrein – irritierende Angst. Die Menschen scheinen zwar nichts (positiv) zu erwarten; doch gleichzeitig befürchten sie (negativ) alles Mögliche. Das klingt paradox, ist es wohl auch; aber beschreibt es nicht, was sich zeigt, und entspricht es nicht jenem abgründigen Paradox, das bei Matthäus (13,12) verzeichnet ist: „Wer hat, dem wird gegeben . . .; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat“? Wen aber so die Angst beherrscht und treibt, der vermag noch weniger hinzuhören als der dumpf Resignierte.

Tatsächlich kann, wer sich vom Leben nichts Gutes erwartet, nur das Schlimmste befürchten. Wie aber könnte man jemandem diese Angst nehmen, wenn er jeglichem Zuspruch nur mit Argwohn begegnet? Der aber regiert fast uneingeschränkt dank der bestimmenden Rolle der „Meister des Argwohns“, der *Maîtres des soupçon* (P. Ricoeur): Karl Marx, Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud. Meister eines Argwohns gegen das Reden von Gott aus Argwohn gegenüber dem Menschen – rede der von Gott, von Liebe, Würde, Gerechtigkeit, Ordnung, Zukunft oder wovon auch immer. Zu trauen ist ihm nur bezüglich des Schlechten, das man ihm zutraut, weshalb als aufrichtig einzig Zynismus gelten kann (wie uns die Kunst- und Literaturkritik weithin bestätigt), das Programm „edel, hilfreich und gut“ dagegen nur – wo nicht sträflich naiv – als Heuchelei.

3 *Arbeit am Mythos*, Frankfurt/M. 1979, 659.

4. Angst und Argwohn nun hegen die Menschen so gut wie allem und jeglichem gegenüber: Angst vor dem anderen, weil vor sich selbst; vor dem Tod, weil vor dem Leben; vor dem Schmerz, weil vor der Freude; Angst insbesondere vor der Angst. Und gerade im letzten Fall zeigt sich vielleicht am deutlichsten jene Ambivalenz, die Sören Kierkegaard an der Angst analysiert hat, und die die Notsituation noch einmal nicht unwesentlich verschärft: daß nämlich Angst nicht bloß Fluchtimpulse weckt, sondern auch fasziniert. Kierkegaard nennt sie „eine sympathische Antipathie und antipathetische Sympathie“.⁴

Darum gibt es auf der Flucht vor der stummen, verborgenen Angst ein Sich-flüchten zu lauten und spektakulären Ängsten, nicht bloß zu Horror-, Science-fiction- und Weltuntergangsfilmern, sondern auch vom Krebs zu Ölnot und Atombedrohung, vom eigenen Altern und Hinfälligwerden zum Ende der menschlichen Gattung. Die Psychologen sprechen von Angstlust. Und wenn Kierkegaard die Angst als Schwindelgefühl der Freiheit beschreibt (IV 331), dann läßt dies an Edgar Allan Poes Maelström denken, der alles in seinen Wirbel herabzieht. Und dieser verweist noch weiter zurück auf jene Vision, die nach Eadmers Lebensbeschreibung Anselm von Canterbury zuteil geworden sein soll:⁵ „Ein tosendes Wasser, unrein anzusehen, starrend von jeglichem Schmutz. Was es berühren konnte, riß es mit sich und wälzte Männer und Frauen, Reiche und Arme, unaufhaltsam hinab. Bestürzt vom Anblick dieses widerlichen Hinstürzens fragte Anselm, wovon denn die alle lebten und ihren Durst stillten, die so dahin getrieben wurden. Da erhielt er zur Antwort ‚Sie nähren sich mit Wonne von dem Wasser, das sie dahinschwemmt‘.“

5. Will sagen: Angst gebiert die um sich greifenden Süchte. (Ausschweifung sei die Tochter der Freudlosigkeit, hieß es beim Aquinaten.⁶) Von Alkohol, Nikotin, Fernsehkonsum über sexuelle Abhängigkeiten bis zu den harten Drogen. In all diesen Gestalten zeigt die Sucht dieselbe Paradoxie, wie vorhin angesprochen: Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und Angst, zu kurz zu kommen, in einem – oder anders gesagt: Leere (also „Weite“) und Fixierung (Enge) zugleich, in einer eigentümlichen Verschwisterung der beiden Grundformen von Lebensangst: der, etwas zu verlieren, und der, etwas zu versäumen, obwohl andererseits der Süchtige meint, er habe sowohl „nichts mehr zu verlieren“ als auch nichts mehr zu gewinnen.

Und wiederum, erst recht, macht dies die Menschen hörunfähig. Die Leere läßt jeden Laut gewissermaßen echolos versickern (dem Zukunftslosen „sagt

4 Der Begriff Angst I § 5 (SV IV 313).

5 *Vita Anselmi* I 4,29, nach E. Biser, *Menschsein in Anfechtung und Widerspruch*. Ansatz einer christlichen Anthropologie, Düsseldorf 1980, 100.

6 *Quest, disp. de malo* 11,4: *evagatio circa illicita . . . quia etiam nullus homo est qui absque delectatione in tristitia manere possit.*

nichts etwas“), und die Fixierung erlaubt keinerlei Abgelenktwerden (die Begierde übertönt jeden leiseren Anruf).

II. Die Not des Zeugen (des Situierten)

Nun besteht die Gefahr, ja die ausdrückliche Versuchung, sich der skizzierten Situation anzubequemen. Mitunter auch darum, weil man es sich selber bequem macht; doch sehen wir davon ab. Häufiger und gefährdender will man es deshalb, weil man den Angesprochenen nicht unbequem sein will. Zwar geschieht auch dies teils aus Bequemlichkeit, ernstlich jedoch mit Berufung auf die Pädagogen- und Pastoralmaxime, die Menschen seien „dort abzuholen, wo sie stehen“.

1. Man tut das einmal in Form einer unkritischen Übernahme augenblicklich geltender Sprach- und Denkregelungen. Man empfiehlt sich, indem man die Verdrossenheit teilt und seinerseits das Gefühl der Ausweglosigkeit schürt. Man übernimmt das Mißtrauen gegen „die da oben“, seien es staatliche Autoritäten, seien es Bischöfe oder der Papst, und beruft sich für solche Verbrüderung „von unten“ obendrein auf das Jesus-Wort von den „Armen und Kleinen“.⁷ Man unterstreicht die Negativerfahrungen des Lebens und stimmt in jene Verteufelung des Irdischen ein, die traditionsgemäß der kirchlichen Erziehung vorgehalten wurde, inzwischen aber zum Dogma in Literatur und Medienwelt avanciert ist. „Sensibilität“ beweist sich durch Wehleidigkeit, Wachheit in der Kultivierung des Gefühls, zu kurz zu kommen, ja stets schon zu kurz gekommen zu sein.

Vor allem die Angst macht Karriere, bis zur ausdrücklichen Übernahme des Imperativs: Ängstige deinen Nächsten wie dich selbst. Und dies wiederum auf allen Ebenen und in den unterschiedlichsten Dimensionen bis zu einer allumfassenden Apokalyptik.

Dem entspricht schließlich, daß man Ressentiments gegen moralische Ansprüche schürt, besonders in der Sexualmoral, und Mißtrauen unterstützt gegenüber einer Ethik des Verzichts, des Wartens und Sich-Geduldens, die als inhuman und ressentimentgeladen verdächtigt wird, während diese Prädikate doch oftmals gerade auf diese mißtrauische Kritik und ihre Vertreter zutreffen. – Gehör jedoch finden sie darum, weil Moral tatsächlich stets ein „un-

⁷ Auch die Parole „Jesus, ja – Kirche, nein“ ist unter dieser Rücksicht zu prüfen. So sehr es eine Anfrage an uns darstellt, daß „Er ‚moderner‘, ‚heutiger‘ [wirkt] als wir, seine Kirche (Gem. Synode I, Freiburg 21976, 101f. [Unsere Hoffnung]), so sehr gilt andererseits, daß man sich einen Jesus nach seinem Gusto zurecht machen kann, um sich derart der Last und dem Ärgernis des fortlebenden und derart mich einfordernden Christus zu entziehen.

glückliches Bewußtsein“ (Hegel) bedeutet, nämlich das Bewußtsein einer schmerzlichen Differenz zwischen Sollen und Sein, welche erst beim „Gerechten“ aufgelöst ist: der steht nicht mehr „unter dem Gesetz“, weil er in ihm lebt (und/oder es in ihm).

Die Argumente solch zeitgemäßer Moral- und Kirchenkritik richten sich bezeichnenderweise vor allem auf Fehlhaltungen und Einseitigkeiten der Vergangenheit. Das ist verständlich, soweit die Jugend der Kritiker davon verdüstert und beschwert worden ist; aber damit ist es nicht schon legitimiert.

Screwtape erklärt es dem Unterteufel Wormwood im 26. Brief seiner Dienstansweisungen: „Die Modeströmungen des Denkens benützen wir, um die Aufmerksamkeit der Menschen von den ihnen wirklich drohenden Gefahren abzulenken. Wir richten den modernen Entrüstungsschrei in jeder Generation gegen jene Laster, von denen sie am allerwenigsten zu fürchten hat. Dafür fixieren wir ihre Zustimmung auf jene Tugend, die dem Laster, dem wir die Vorherrschaft geben möchten, am nächsten liegt. Das Spiel besteht darin, alle mit Feuerlöschern umherjagen zu lassen, wenn in Wirklichkeit eine Überschwemmung hereinbricht . . . Zeiten der Grausamkeit warnen wir vor Sentimentalität, Zeiten der Weichlichkeit und des Müßigganges vor bürgerlicher Ehrbarkeit, Perioden der Geilheit vor dem Puritanismus. Und sooft die Menschen sich beeilen, Sklaven oder Tyrannen zu werden, machen wir den Liberalismus zum Hauptsündenbock . . .“⁸

„Bewältigung der Vergangenheit“ würde demgegenüber gerade auch die Überlegung einschließen, daß den damals unbefragten Fehlhaltungen vermutlich Ausfälle beim heute Selbstverständlichen entsprechen.⁹ – Aber es geht um mehr, nämlich um den evolutionistisch-historischen Charakter des modernen Bewußtseins überhaupt, den Screwtape als „überaus nützlich“ empfindet. „Gelingt es uns nun, die Menschen statt [„Ist es gerecht? Ist es klug? Ist es möglich?“] fragen zu lassen: Ist es in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Zug unserer Zeit? Ist es fortschrittlich oder reaktionär? Bewegt sich die Geschichte in dieser Richtung? – dann werden sie die eigentlichen Fragen vernachlässigen, und die Fragen, die sie stellen, sind natürlich unbeantwortbar, denn sie kennen ja die Zukunft nicht. Was aber die Zukunft sein wird, hängt in der Hauptsache von den Entscheidungen ab, die fallen zu helfen sie die Zukunft anrufen“ (ebd.).

Ich möchte also auf zwei Dinge aufmerksam machen. Einmal auf konkrete Anpassungen, sei es z. B. in der Beklagung einer früheren repressiven Sexu-

8 C. S. LEWIS, *Dienstanweisung für einen Unterteufel*, hier nach der Ausgabe München 1981, 156f.

9 Wenn beispielsweise TIHAMER TÖTH in seinem vielgelesenen Predigtwerk „*Die Zehn Gebote*“ (Freiburg 1931, 51936, 60. J., 161) schreibt, daß unter hundert Verlorenen 99 ausschließlich wegen Unkeuschheit verdammt würden, dann könnte das uns danach fragen lassen, an welchem Punkt des oben berufenen „Pendelausschlags“ sich moderne Jugendpastoral befinde.

almoral, sei es in der Warnung vor Vernachlässigung sozialer Aufgaben durch exzessive Frömmigkeit (als bestünde bei uns die reale Gefahr, die Menschen könnten zu viel beten, und als wären die großen Helfer und Helferinnen nicht immer große Betende gewesen).

Sodann auf die Maxime der Anpassung überhaupt. Mit Kardinal Henri de Lubac gesagt: „Wie kann ich angepaßt sein? Frage zuerst: Wie soll ich überhaupt sein?“ „Früher wollte man das Christentum ‚verteidigen‘. Heute will man es ‚anpassen‘. Zwei vorzügliche Absichten! Nur vergaß man damals vor lauter Sorge, es zu verteidigen, zuweilen zu fragen, was denn das Christentum sei. Die gleiche Gefahr droht heute einer allzuweit getriebenen Anpassung.“ Wobei, erlaube ich mir einzufügen, die Spannweite von „Bindestrict-Theologien“ bis zu wirtschaftspolitischen Demonstrationen reicht. Um es in ein drittes seiner „Glaubensparadoxe“ zusammenzufassen: „Nichts ist vom Apostolat verschiedener als Propaganda.“¹⁰

2. Doch könnte gerade die Sorge, diese Gefahr zu vermeiden, auf die entgegengesetzte, ebenso unangemessene Strategie verfallen. Das ergäbe eine Anpassung *e contrario*, die sich das Gesetz ihres Handelns dadurch vorschreiben ließe, daß sie nur oder doch vorwiegend (contra-)reagiert. Wurde bei direkter Anpassung die eigene Vergangenheit verworfen (sei es im Vergessen ihrer, sei es in nicht vergessen könnender ständiger Auseinandersetzung mit ihr), so wird sie jetzt zur Norm. Zumeist freilich nicht als diese: als vergangene Zeit; man stellt dem Heute nicht das Gestern entgegen, sondern vielmehr das „alte Wahre“, indem man, vermeintlich ewigkeitsbestimmt, es grundsätzlich ablehnt, sich auf eine bestimmte konkrete Situation einzulassen. Auch dies sei hier unter bloßer Reaktion aufgeführt, da es keines psychologischen Aufwands bedarf, um zu erkennen, daß hierbei mit Starre auf die Bedrohung zu stark empfundenen Wechsels geantwortet wird.

In diesem Fall nähme man also die Tiefe des Umbruchs nicht ernst und verteidigte demgegenüber Glaubens- und Lebensformen – nicht der Ewigkeit (die gibt es nicht), sondern einer bestimmten zurückliegenden Zeit, z. B. des 19. Jahrhunderts oder auch des frühen zwanzigsten. Statt die Zeitgenossen dort „abzuholen, wo sie stehen“, würde man sie vor die Wahl „Vogel, friß oder stirb“¹¹ stellen. Wenn man sich nicht schmollend zurückzieht, um sich an die zu halten, die einen noch hören.

Das ist einigermaßen schematisiert gesagt und soll auch nicht ins einzelne durchgeführt werden; aber daß hiermit eine nicht bloß abstrakte Gefahr heutigen Glaubenszeugnisses benannt wird, dürfte unstrittig sein.

¹⁰ H. DE LUBAC, *Glaubensparadoxe*, Einsiedeln 1972, 22, 23, 17.

¹¹ So D. BONHOEFFER kritisch zu K. Barth; *Widerstand und Ergebung*. Briefe u. Aufzeichnungen aus der Haft, Neuausg. München 1970, 312. Gegen die andere Fehlform hat er sich bekanntlich unter dem Titel der „billigen Gnade“ gewandt; Nachfolge (1937), München ¹⁰1971, 13–27.

Obendrein ergibt sich hier gerade eine eigentümliche Verbindung zur vorher bedachten Anpassung, insofern eben ganz „heutige“, also geschichtslose Zeiten eine eigentümliche Vergangenheitsucht entwickeln. Neben Tut-ench-Amun und den Staufnern können dann auch alte liturgische Formen zum Bedürfnis werden. So wäre dann eben die Gestrigkeit „up to date“ und als religiöse Folklore erwünscht und reklamewirksam.

III. Die Chance der Zeugen

Gleichwohl stehen dieser doppelten Not – der von außen wie der von innen, also der Adressaten wie der Diener der Botschaft – auch spezifische Chancen gegenüber, zum Teil aus Gegebenheiten, die die skizzierte Notsituation – sie relativierend – entschärfen, zum Teil aus dieser Situation – als radikalierter – selbst.

1. Schon die Gemeinsamkeit der Situation von Zeugnis und Zeuge, von Botschaft, Adressat und Boten, ist eine solche. Sie kann, wie bedacht, zu falscher Anpassung oder Widerstandsreaktionen verleiten; aber sie bietet auch einen inneren Zugang zu wirklich treffender Antwort. Die missionarische Situation hierzulande ist eine andere als von weißen Missionaren unter „Negerkindern“. Auch eine andere als die von Europäern unter kulturbewußten Ostasiaten.

Wenn also Pater de Lubac zu fragen fordert: Wie soll ich überhaupt sein?, dann wird diese Frage unter dem Zeitindex „heute“ unmittelbar apostolisch; denn was der Zeuge sich heute – als Zeitgenosse – gesagt sein lassen soll, das ist dann auch seinen Zeitgenossen zu sagen – von ihm. So ist er weniger ein Reicher, der den Armen von seinem Überfluß abgibt, als daß er mit ihnen empfängt, indem er sich und sie in die Haltung einübt, die die bestimmend christliche ist – nach dem Vorbild Mariens: Empfänglichkeit.

Freilich darf diese Gemeinsamkeit der Situation nicht zu jener heute nicht selten geforderten „Solidarität“ übertrieben (oder besser: verfälscht) werden, die jeden Unterschied leugnet. Paulus wurde den Juden ein Jude und den Gesetzlosen „sozusagen ein Gesetzloser“ (1 Kor 9,20–22), aber nicht den Ungläubigen ein Ungläubiger. Es ist unwahr, wenn Gesunde erklären, eigentlich seien wir alle mehr oder weniger krank oder behindert, und sie verletzen damit sowohl den Respekt vor den wirklich Kranken und Behinderten wie die Pflicht zur Dankbarkeit für ihre Gesundheit. Ebenso würde es die Würde der „ohne Gott Hoffnungslosen“ (Eph 2,12) verletzen wie die Dankspflicht Gott gegenüber, wenn Christen sich für genauso antwort- und ziellos halten und ausgeben würden wie sie.

Was wäre es zudem für eine Solidarität und was wäre für alle damit gewonnen, wenn in der allgemeinen Orientierungslosigkeit jene, die ohne eigenes Verdienst einen Kompaß in der Hand halten, ihn wegwürfen, um „solida-

risch“ mitzuirren? (Mehr als ein Kompaß ist es ohnehin nicht; die Zeit der nachtridentinischen Generalstabskarten scheint unwiederbringlich vorüber.)

Gleichwohl gibt es hier und heute eine übergreifende Gemeinsamkeit der Not-Situation, und sie ist in ähnlicher Weise Appell und Chance zur Entwicklung einer Notgemeinschaft, wie es etwa in der Weltpolitik Armut und Hunger bedeuten. Auch hier sehen Einsichtige, daß die Not bei allen Unterschieden zwischen Nord und Süd, ja gerade deswegen, wesentlich alle bedroht und die Bildung eines Gemeinschaftsbewußtseins verlangt.

2. In eben dem Unterschied aber, der bei aller Gemeinsamkeit nicht vergessen noch geleugnet werden darf, liegt die zweite Chance der Zeugen, auf die ich hinweisen möchte.

Das Bewußtsein hierfür, hieß es eben, sei Gebot der Dankbarkeit. Nicht bloß Martin Heidegger hat uns daran erinnert, daß Denken und Danken aus derselben Wurzel stammen. Undankbarkeit ist Gedankenlosigkeit und umgekehrt.¹² Wir haben also zu bedenken, daß wir nicht ohne Vergangenheit sind; daß uns eine Tradition überkommen ist, die kostbaren Besitz bedeutet. Dies zunächst gänzlich untheologisch genommen.

Es gibt eine christliche und monastische Tradition der Menschenkenntnis und -behandlung, aus der Selbst- und Berufserfahrung von geistlichen Lehrern, der gegenüber so mancher wissenschaftlich-psychologische Fund (von der Flut der Sachbücher ganz zu schweigen) geradezu naiv anmutet. – Wir haben eine Tradition des Trostes, geistig-seelischer Hilfeleistungen, des Umgangs mit „Trockenheit“, Dunkelheit, Sinnlosigkeitserfahrung, der Bewältigung von Versagen und Schuld, der Selbstannahme und der Annahme des uns zugemuteten Nächsten; Erfahrungen in Methoden von Gebet und Versenkung, in der Vermittlung von Aktion und Kontemplation, von Frömmigkeit und Berufstätigkeit.

All das braucht uns nicht daran zu hindern, offen für östliche Anregungen zu sein; im Gegenteil befähigt erst diese Kenntnis dazu, weil nur sie eine „sachverständige“ Aufnahme zuläßt. Sonst sind schwerwiegende Mißverständnisse unvermeidlich, die nicht bloß Enttäuschungen, sondern Gefährdungen bis hin zum Selbstverlust zur Folge haben können. (Auch hier gilt ja wieder, daß nur dem gegeben wird, der hat.)

Aber man ist eben nicht bloß auf diese Angebote angewiesen. Es gibt, möchte ich sagen, eine Pflicht zu gesundem christlichem Selbstbewußtsein (in ruhigem Widerspruch zu dem heutigen „Jugend-Dogma“¹³, so verständlich und sympathisch es ist: zuerst, ja nur die anderen hätten recht). Dies übri-

12 M. HEIDEGGER, *Was heißt Denken?*, Tübingen 1954, 91ff.; Gelassenheit, Pfullingen 1959, 66f.; M. BUBER, *Nachlese*, Heidelberg 1965, 255f.

13 K. HEMMERLE, *Profil der Jugend*. *StdZt* (1982), 579–583, 580f.

gens auch darum, weil zu dieser unserer Tradition nicht bloß nebensächlicher Weise die Erinnerung an Krisen und Umbrüche, an Aporien und Endzeiterwartungen gehört.

Solches Sicherinnern heißt kultisch „Anamnese“, und sie verbindet sich im Kult mit Hoffnung und Bitte. Streng genommen geht es sogar um mehr als Verbindung: eins ist die Kehrseite des anderen. Anamnese ist nämlich Gedächtnis von Taten, zu deren Wesenssinn es gehört, Versprechen und Verheißung zu sein.

Wenn Israel sich am Osterfest daran erinnert, von seinem Gott aus Ägypten herausgeleitet zu sein, dann geschieht das nicht in der Weise jener Proteste von Kibrot-Taawa, am Wasser von Massa und Meriba oder vor Amalek (Ex 16; 17; Num 11; 14; 20). Vielmehr so wie damals das rechte Gedächtnis die Zuversicht einschloß, ins Gelobte Land zu kommen, so spricht der Fromme in diesem Land nun von jenem Anfang, um zu bekennen, daß er weiter auf die Zuverlässigkeit seines Gottes vertraut, für sich und sein Volk bis zur messianischen Vollendung.

Anthropologisch grundsätzlich gesprochen: Dankbarkeit blickt nie bloß zurück, sondern bewährt sich im Vorausblick. Dankbarkeit fordert, nein, ist – als auf die Zukunft gerichtet – Hoffnung. Oder im Gegensinn: Hoffnungslosigkeit ist Undankbarkeit.

Das erklärt (siehe oben) den auf den ersten Blick merkwürdigen Vorwurf Jesajas gegen den resignierenden König Ahas, er falle Gott lästig (eben durch den Verzicht darauf, ihn mit Heils- und Heilszeichenwünschen zu belästigen). Gott erwartet von den Seinen, daß sie etwas von ihm erwarten, und er hat – so sieht es Jesaja – Grund und Recht zu dieser Erwartung, weil er erwiesen hat, daß man von ihm etwas erwarten darf, daß man nicht umsonst von ihm Hilfe erwartet.

Man darf also hier eine doppelte Chance christlicher Zeugen erblicken. Erstlich die grundsätzliche Chance christlicher Hoffnung. Menschen solcher Herkunft dürfen nicht meinen, ohne Zukunft zu sein – wie immer es um die konkrete innerweltliche Zukunft bestellt sein mag. Und derart gelassenem Blick mögen sich dann auch konkrete Hoffungsgründe und Handlungsansätze zeigen, die panische Angst oder introvertierte Resignation nicht wahrnehmen könnten. Hier liegt die zweite Chance einer Rückbesinnung auf das zeitgemäß anzueignende Erbe an Schätzen christlicher Erfahrung.

Das Erbe aber ist nicht exklusiv christlich. Damit führt die Reflexion des Unterschieds uns wieder auf den Gedanken übergreifender Gemeinsamkeit zurück. Nicht bloß die Not ist gemeinsam, sondern die Krise, was wörtlich „Entscheidungssituation“ besagt. So sind auch deren Chancen gemeinsam.

Die Chancen der Zeugen sind als Chancen auch ihrer Adressaten zu erkennen und bewußt zu machen. (Ja, genau genommen, hätte man das ‚auch‘ zu streichen.)

IV. Die Chance der Situation

Gehen wir schlicht die oben genannten fünf Punkte noch einmal durch. Dabei kann es nicht darum zu tun sein, irgend etwas abzuschwächen oder zu beschönigen; schon gar nicht darum, reale Probleme durch verbale Dialektik zu eskamotieren. Wohl aber gilt es, in einem umfassenden und zugleich tiefgreifenden Realismus sich für das Ganze der Gegebenheit offen zu halten. (Josef Pieper: „Whitehead hat dasselbe so ausgedrückt: das philosophische Problem sei, to conceive a complete fact, einen vollständigen, ‚kompletten‘ Sachverhalt vollständig, completely, rundherum, durch und durch zu erkennen.“¹⁴)

1. Zuerst war vom Unglauben der Enttäuschten die Rede. Tatsächlich hat man sich bewußt zu machen, daß Mißtrauen (Kleinglaube = oligopistia nennt es die Schrift) von Anfang an das Haupthindernis für die Annahme der Botschaft gewesen ist. Denn Liebe kann nur von Liebe erkannt werden, Großherzigkeit nur von Großherzigkeit. Eben zu solcher aber soll der eng- und hartherzige Mensch ja erst befreit werden. Ein Unterfangen, das immer schon paradox war – und dennoch immer wieder geglückt ist.

Zudem sei bedacht, daß „Ent-täuschung“ an sich, bei aller Schmerzlichkeit, positiv ist. Oder sollte man jemandem wünschen, in seiner – sei es selbst „glücklichen“ – Täuschung befangen zu bleiben? Heute wie seinerzeit in der Antike hat die wahre Botschaft eigentlich nichts zu befürchten, wenn Menschen feststellen müssen, daß ihr Gott „keiner war“¹⁵ – sei dieser Gott der Marxismus, seien es Wissenschaftlichkeit, Gesellschaftsstatus oder alternative „Erweiterung des Bewußtseins“. Die Wahrheit hat keine irrationalistischen Denkverbote nötig; sie verbietet sie im Gegenteil und fordert jeden auf: „Prüfet alles . . .“ (1 Thess 2,4).

Ist es nicht sogar schon wieder nötig, gegen Denk- und Wissenschaftsmißtrauen und Appelle zu emotionalem „Sich-einmal-darauf-Einlassen“ für Vernunft und Rationalität zu plädieren? (Hat doch nur ein leeres Herz den Kopf zu fürchten – wie nur ein schwaches Herz und ein hohler Kopf das Gefühl). Das gilt bezüglich der Religion (um deren Ende man noch vor zehn Jahren auf Tagungen und Kongressen wie in Sammelwerken sich Gedanken machte, während wir inzwischen vom Jahrhundert der Religion sprechen – freilich keineswegs eindeutigerweise, wenn man die Spannweite von Chomeini bis zu den Children of God betrachtet); es gilt beispielsweise bezüglich des ökologischen wie des Friedensengagements (welche beide übrigens manchen Menschen wieder dem Christentum nahegebracht haben), und es gilt hinsichtlich

14 Was heißt akademisch? München ²1964, 95f.

15 A. KOESTLER u. a., *Ein Gott, der keiner war* (The God that failed), München 1962. Mir scheint darum auch weniger, daß „jene recht hätten, die in der sog. ‚Tendenzwende‘ hierzulande . . . so etwas wie eine Stabilisierung durch Angst am Werke sehen“ (So J. B. METZ, *Zeit der Orden?* Freiburg i. B. ⁵1982, 32).

der Glaubensbotschaft selber, die ja ein „rationabile obsequium“ (Röm 12,1) fordert.¹⁶

Ein gewisses Maß an Distanz und Distanziertheit ist also durchaus zu wünschen. Nur mit Vernunft läßt sich zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem unterscheiden, und nur in rationaler Argumentation kann man zeigen, inwiefern im Blick auf Wandel und (Fehl-)Entwicklungen eine bestimmte kompromittierende Praxis Konsequenz der Botschaft ist, auf die sie sich beruft – so im Fall der Ideologien –, und inwiefern sie als Fehlform und Mißbrauch bestimmt werden muß: so bezüglich der Christenheit im Verhältnis zum Christentum.¹⁷ Das aber ist unerlässlich in einer Zeit, die (nicht ohne biblischen Anhalt – Mt 7,16) vor allem die „Praxis als Wahrheitskriterium“ beruft¹⁸ und von daher dem christlichen Zeugnis mit Vorbehalten begegnet.

Es kann also nicht darum gehen, etwas zu vertuschen oder zu beschönigen; aber darum, dem kritischen Zeitgenossen erstens den Unterschied von Ethik und Sinnfrage klar zu machen (jene erledigt mitnichten diese) und ihm zweitens angesichts des Ärgernisses Kirche ein doppeltes zu zeigen: einmal, daß sie nicht bloß ein Ärgernis ist (dazu später), sodann, daß nicht sie die Botschaft bedeutet: daß überhaupt die Christen nicht das Christentum sind – ja in gewisser Hinsicht nicht einmal Christen, nach dem bedenkenswerten Vers des Frankfurter Pfarrers Lothar Zenetti: „Bist du ein Christ? / Wenn ja – / warum nicht?“¹⁹

2. Aber natürlich ist es mit Argumentation nicht getan. Denn dazu muß der Gesprächspartner zuhören und mitdenken können (und wollen). Eben dies aber, hieß es, sei zunehmend weniger Menschen möglich. Doch zugleich leiden die Zeitgenossen darunter. Sie nehmen die Ertaubung nicht einfach hin, sondern suchen gleichwohl nach Befreiung. Wie anders wäre der „Psycho-boom“ zu erklären! Die Auflagen von Lebenshilfebüchern, der Andrang zu entsprechenden Vorträgen, Tagungen, vor allem der Andrang zu Kursen aller Art von „Sensibilisierung“.

Zum Teil haben kirchliche Einrichtungen darauf ja schon in einer Weise reagiert, daß gerade hier die früheren Fragen nach Anpassung, Publikumsfang,

16 Man erinnere sich, was Pater Brown die Gewißheit verschafft, daß Flambeau kein Priester ist: er attackiert die Vernunft (G. K. CHESTERTON, *Das blaue Kreuz* [in: *The Innocence of Father Brown*]).

17 Siehe J. SPLETT, *Der Mensch ist Person*. Zur christlichen Rechtfertigung des Menschseins, Frankfurt/M. 1978; DERS., *Lernziel Menschlichkeit*, Frankfurt/M. 21981, 53: „Kann ich Stalin oder den Überfall auf die CSSR marxistisch-wissenschaftlich kritisieren – so wie ich den Fall Galilei, Judenprogrome und Hexenverbrennungen immanent-christlich kritisieren kann?“

18 Dazu D. BERDESINSKI, *Die Praxis – Kriterium für die Wahrheit des Glaubens?* München 1973.

19 *Sieben Farben hat das Licht*, München 1975, 144 (Gewissensfrage).

Konsumismus fällig werden. – Mag sein, daß viele Menschen sich kaum mehr zu hoffen getrauen: selbstgenügsam und satt (Offb 3,15 –17) sind sie jedenfalls nicht.

3. Besonders deutlich wird das in der Zunahme und Vertiefung aller Arten von Angst. Einerseits zeigt sich darin ja doch ein Hangen am Leben und ein Gewilltsein zu ihm – so wie der Argwohn gegenüber befürchteter Lüge auf seine spezifische Weise „der Wahrheit die Ehre gibt“.

Dies fordert, knapp und deutlich gesagt: Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, ohne Taktieren und ohne Finessen. Hier scheint das Mißtrauen gegenüber Katholiken besonders groß, und nochmals gegenüber Ordensfrauen. Wo aber Wahrhaftigkeit glaubhaft begegnet, wird sie gehört. Denn nach wie vor und jetzt erst recht überzeugt der überzeugende Zeuge. Überzeugend indes ist, wer selbst überzeugt ist und aus dieser Überzeugung lebt und handelt.

Andererseits macht die Angst die Haltlosigkeit der üblichen Sinnangebote und Zielverheißungen offenbar und gibt so wiederum der wahren Antwort ihre Chance. Tatsächlich ist nicht der Optimismus das Gegenteil des Pessimismus, sondern eine „Ausstrahlung von Schlichtheit, Mitleid, Beharrlichkeit und Gnade in einem“. So schrieb es nach dem Zweiten Weltkrieg der personalistische Denker (Begründer der Zeitschrift *Esprit*) Emmanuel Mounier.²⁰

Das heißt, auch hier verlangt die Antwort Ehrlichkeit und sich bescheidende Konkretheit. Ein tragisches Christentum sei kein griesgrämiges, heißt es zwei Seiten zuvor (180). Was dies für eine Antwort auf die sich ausbreitenden Ängste besagt, sei mit einem längeren Zitat aus demselben Buche verdeutlicht (42), aus den „Betrachtungen zu einer apokalyptischen Zeit“. Der Text von 1948 klingt wie für heute geschrieben:

„Es ist leichter, über die Apokalypse zu reden und okkulte Bücher zu Rate zu ziehen, als sich persönlich einzugestehen, daß man Unordnung stiftet. Wir haben alle Alibis der Welt verbraucht: die Jesuiten und die Freimaurer, die Komintern und die Geheimpolizei, die ungenügenden sommerlichen Regenfälle und das Protokoll der Weisen von Zion. Und die Apokalypse steht nun ebenfalls bereit, um uns davon abzuhalten, heilsame Maßnahmen gegen Europas Krankheit zu ergreifen. Man erzählte sich während des Ersten Weltkrieges, daß Clemenceau, wenn die Nachrichten vom Kriegsschauplatz schlecht waren, seinem Pressedienst befahl: ‚Bringen Sie Landru auf Tapet!‘ (Landru war jener sanfte, bärtige Mörder von sechsundreißig Frauen.) Das schlechte Gewissen Europas schickt sich an, die Apokalypse aufs Tapet zu bringen. Das ist nicht ihr Zweck. Ich betone ausdrücklich, daß ich das als gläubiger Mensch schreibe. Ich habe ebensowenig Grund zu verneinen wie einzugestehen, daß wir von jenen Zuckungen befallen sind, die nach der Hl. Schrift dem Ende der Zwischenzeit vorausgehen. Ich weiß einzig, daß es

²⁰ *Angst und Zuversicht des Zwanzigsten Jahrhunderts*, (1948) Heidelberg 1955, 182.

selbst in diesem Fall immer noch unsere Pflicht wäre, wie unsere Vorfahren im Jahre 1000 unsere Unordnung zu mustern und um der Ehre des Menschen willen zu versuchen, einen festgegründeten Staat zu errichten, der je nach unserem Glauben der Ewigkeit trotzt oder sie herbeiruft.“

4. Dem Maelström der Angstlust ist also gleichsam mit dem Rettungsseil konkreter Aufgabenstellungen zu begegnen. Danach greifen die Menschen; dafür sind sie zu gewinnen – wie nicht bloß die Hilfsreaktionen auf bestimmte Notlagen – vom Erdbeben im Friaul bis zum Hunger in Polen – belegen. Mir scheint, dazu besteht heute sogar eine größere Bereitschaft als in Zeiten scheinbar unangefochtenen Glücks und Besitzes. Und sie ist ernster: da es nicht bloß um Almosen geht, sondern um Hilfsbereitschaft.

Wer aber derart zu tätigem Einsatz gewonnen werden kann, der kommt der ihn selber rettenden Wahrheit näher. Praxis als Wahrheitskriterium? Jedenfalls entfernt unrechte Praxis von der Wahrheit und führt rechte zu ihr. So erklärt es der Staretz Sosima jener Dame, die mit Glaubensschwierigkeiten bei ihm Rat sucht: „Bemühen Sie sich, Ihre Nächsten tätig und unermüdlich zu lieben. In dem Maße, wie Sie in der Liebe fortschreiten, werden Sie sich auch vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit ihrer Seele überzeugen.“²¹

5. Bekommen so Hoffnung wie Angst einen neuen Gehalt, werden sie also konkret, statt sich in einem leeren Alles und/oder Nichts zu verlieren, dann besteht auch die Chance, der gehaltlosen Ausschweifung und den entleeren Süchten begegnen zu können: weil dann das Herz nicht leer ist (vgl. Mt 12,44f.), sondern von einer bestimmten Aufgabenstellung erfüllt.

Dabei habe ich jetzt wie bisher nicht die Extremfälle im Blick. Sie sind auffälliger und drängen sich nicht bloß in Illustrierten und Fernsehberichten, sondern bei jeder pointierten Situationsbeschreibung (also auch der unseren) auf, eigens nochmals aus der Perspektive kirchlicher Sorge um die „geringsten der Brüder“, also um Randgruppen und Zu-kurz-Gekommene aller Art. Darum liegt hier die Resignation besonders nahe.²²

Aber dem muß eine Überlegung wie die unsere widerstehen. Schon mit der Rückfrage, wieweit zu große Sorge Schatten einer Überanstrengung der Verantwortung sei (die geistliche Tradition hätte schlicht ‚Hochmut‘ gesagt), die glaubt, sich um alles statt bloß um das Ihrige kümmern zu sollen.

Ich darf ein Beispiel aus den Satzungen der Gesellschaft Jesu bezüglich der Arbeitsauswahl anführen (Nr. 622): Ignatius schreibt dort einerseits, man solle im Weinberg Christi „den Teil auswählen, der am meisten in Not ist“, andererseits, es sei auch „darauf zu achten, wo es wahrscheinlich ist, daß man dort mit den Mitteln, die die Gesellschaft gebraucht, mehr Frucht erreichen

21 F. M. DOSTOJEWSKI, *Die Brüder Karamasoff*, 1. T., IV (Darmstadt 1979 [Rashin] 91).

22 Um nur einen Titel zu nennen: H. STAUDINGER – W. BEHLER (Hrsg.), *Chance und Risiko der Gegenwart*, Paderborn 1976.

wird, etwa wo man sieht, daß die Tür offener ist und die Leute mehr Bereitschaft und größere Leichtigkeit besitzen, daraus Nutzen zu ziehen“. Und dies ist nur ein Reflex der Missionsanweisung aus dem Matthäus-Evangelium (10,14): „Wenn man euch aber in einem Haus oder in einer Stadt nicht aufnimmt und eure Worte nicht hören will, dann geht weg und schüttelt den Staub von euren Füßen.“

Das meint zunächst die ausgesprochen apostolische, missionarische Situation – und ist schon hier nicht buchstäblich zu verallgemeinern; aber es hat doch seinen guten Sinn für jegliche Art von christlichem Zeugnis. Damit zeigt sich ein letzter Punkt unserer vorläufig anthropologischen Überlegungen zu dem gestellten Thema, nämlich die Notwendigkeit, ihre entscheidenden Grenzen eigens zu reflektieren.

V. Die Grenzen der Themenstellung

Philosophische Reflexion, philosophisch-anthropologische Reflexion insbesondere, bewegt sich auf der Grenze, zumindest im Grenzland zwischen Humanwissenschaften und Theologie (christliche Philosophie tut dies noch einmal in besonderer Weise). Sie hat sich vor Grenzüberschreitungen zu hüten; aber die Grenze selbst zu erwägen (und in diesem Sinn – gemäß Hegel – stets schon über sie hinweg zu sein) gehört zu ihrem Geschäft.

1. Rasch gesagt ist etwas bezüglich der Grenze zu den Einzelwissenschaften, zur Soziologie vor allem. Hier bleibt das Gesagte mit Bewußtsein „abstrakt“. Eigens gilt dies hinsichtlich der spezifischen Situation der Frauenorden. Mir scheint das als einem Laien und Mann aus simplem Anstand geboten – zumal es sich nur um die erste prinzipielle Wortmeldung des aufzunehmenden Gesprächs handelt.²³ Die unerläßlichen Konkretionen der hier gebotenen Hinweise müssen und können allein die Betroffenen leisten. Ich kann nur hoffen, daß dafür die abstrakten Allgemeinüberlegungen nicht ganz unbrauchbar seien.

2. Wichtiger ist mir die zweite Grenze dieses Beitrags: zur Theologie, oder genauer: zur Perspektive des Glaubens hin. Damit ist die Grenze der Themenstellung als solcher gemeint. So wie zuvor nicht einzelwissenschaftlich, soll jetzt unsere Reflexion nicht theologisch werden. Aber es scheint mir genuin philosophisch, einmal auf die Grenze wissenschaftlicher Prognosen zu verweisen: Wer hätte im Jahre 50 oder 70 den Sieg des Christentums prophezeien können, wer zu Ende des 19. Jhs. die Neubelebung des hierzulande geistig so gut wie inexistenten Katholizismus? Und es scheint mir auch und vor allem Amt der Philosophie, auf die Begrenztheit der Frage „Not und Chance“ bezüglich des christlichen Glaubenszeugnisses hinzuweisen.

23 . . . und Texte wie das Ordensdekret des Konzils und der Synodenbeschluß über die Orden vorausgesetzt werden dürfen.

In einem durchaus vertretbaren Sinn läßt sich nämlich sagen, man habe hier nie von Chancen sprechen können. (Theologisch heißt das, der Glaube sei Gnadengeschenk.) Man kann mit gutem Sinn vom Glauben sagen, was der Goethe des Westöstlichen Divan über die Erfahrung geglückter Liebesbeziehung ausruft: „Ist's möglich, daß ich Liebchen dich kose, / . . ./ Unmöglich scheint immer die Rose, / Unbegreiflich die Nachtigall.“²⁴

Auch hier sei es niemandem verwehrt, über Not und Chancen nachzusinnen. Es ist nicht bloß erlaubt, sondern auch – nüchtern betrachtet – nötig. Von nötiger Frontstellung gegen Neo-Irrationalismen, auch und gerade im Religiösen, war schon die Rede. (Die Schrift selbst gebietet Kostenabwägungen vor Inangriffnahme größerer Projekte – Lk 14,28–32.) Gleichwohl ist die Beschränktheit solcher Überlegungen keinen Moment zu vergessen.

3. Theologisch gesagt, ist eine Situationsbeschreibung in der hier versuchten Art nur legitim, wenn sie ganz deutlich macht, daß der Herr jeder Stunde und Situation (der aus Steinen Abrahamskinder machen könnte – Mt 3,9) all das umgreift. Und daß, menschlich gesprochen, jedwede Situation nur bestanden werden kann von Menschen, die – ob sie die Lage nun meistern oder nicht – hiervon, also von Gottes Da-sein, wirklich überzeugt sind.

Damit aber stehen wir wieder bei einem Gedanken, der auch dem Philosophen als solchem erlaubt ist: Daß nämlich Situation – in Not und Chance – entscheidend die des Situierten ist. Not und Chance des Zeugnisses sind in dem Sinne die des Zeugen, daß vor allem anderen er selbst die Not und die Chance seiner Situation ist.

Das kann man sagen, ohne einem Sartreschen Freiheitsabsolutismus zu huldigen. Ich schließe darum mit drei letzten „Paradoxen“ des großen Jesuitentheologen de Lubac²⁵: „Lebendiges zieht an, wie die Freude.“ „Die Entscheidungsfrage des Apostolats ist also die nach dem Sein des Apostels.“ „Die Heiligen ‚Sie brauchen bloß zu sein: ihr Dasein ruft bereits‘ (Bergson).“

24 *Buch Suleika*, Hamburger Ausg., München 1981, II 64.

25 A.a.O. (Anm. 10) 18.